

## Werkzeuge der Imagination – Antoanetta Marinovs Kunst

Ausstellung in „Landkunstleben“, Steinhöfel, August 2023



Cement, sand, earth, Raymond Queneau's book miniature, chewing gum, glass splinter, wood from last home, fabric of broken Parisian armchair. Helsinki, Paris, Berlin, 2008-2023.

Lächerlicher Hut, hagerer Hals, magere Gurgel, dieses Individuum da neulich in der Linie S, vom Typ her ein alter Jugendlicher, Querulant noch dazu, einer, der sich begierig auf einen Sitzplatz stürzt, ummantelt mit einem Überzieher, der durchaus einen weiteren Knopf mit dazugehöriger Steinnussscheibe gebrauchen könnte ... Geschichten wie diese können sich beim Anblick von Antoanetta Marinovs Figürchen auftun; können ..., auch wenn sich unmittelbar nichts davon in den hier zu besprechenden Arbeiten zeigt; nichts von einem bemantelten Streithammel ist da zu sehen, sondern tatsächlich, im Gegenteil, eine verträgliche Behaglichkeit ausstrahlende Skulptur, die ein liegendes, entspannt lesendes Männchen darstellt, noch dazu eines von barocker wenn nicht Opulenz so doch Korpulenz; weit entfernt von so etwas wie dem oben erwähnten mageren Bürschchen.

Ja, ja, die Kunst: diese unerschöpfliche Quelle, die schöpft und schöpft, aus jedem und allem. Nichts muss da bleiben, was es vorgibt zu sein. Den Unterschied macht oft eine winzige Kleinigkeit; hier die von dem Liegenden bequem vor sich gehaltene Lektüre, ein in angemessener Leseweite auf den Körper gestütztes Büchlein ... So, so, was liest man denn da? Aha, „Raymond Queneau, Stilübungen“<sup>1</sup>; wer die Schrift kennt, weiß: der gemütlich lesende Kerl zieht da ein Zeile für Zeile geschriebenes Feuerwerk in sich hinein. Kein Wunder, dass dann beim Betrachten dieser Skulptur die eventuelle Erinnerung an die Variantenhaftigkeit des Büchleins den bloßen Augensinn überrumpelt. Und sogleich ist es wie immer: Welten liegen zwischen außen und innen, zwischen dem, was ist, und dem was im Kopfkino des je Einzelnen daraus wird. Und auch beim Machen wird es so gewesen sein, dass die Künstlerin mit der Dreingabe gerade dieser und keiner anderen Lektüre darauf zielte, aus dem Einzelnen ein Vielfaches zu schlagen.

Und so wie diese Skulptur haben es all die anderen, von Antoanetta Marinov in und für Steinhöfel geformten Figurine in sich, tragen sie doch zugleich ein Innen und Außen zur Schau. Ja, sie sind sogar da, wo nichts mehr ist, da, wo das Ende schon kam, oder – wie es auf dem dazugehörigen Zettelchen einer der Arbeiten heißt: „Was geschah nach dem Ende“. Nicht als Frage steht das da formuliert, sondern als Hinweis auf eine lapidar materialisierte Visualisierung von etwas, das ist und nicht ist,

---

<sup>1</sup> Raymond Queneau, Stilübungen, Berlin 2016. Queneau präsentiert da ein und dasselbe Stück alltäglicher Beobachtung in über einhundert Variationen. Aus einigen der Variationen stammen die in den ersten Zeilen genannten Beschreibungen/Begriffe von lächerlicher Hut bis Steinnussscheibe.

und nicht ist oder ist, und weder nicht noch nicht nicht ist. „Catuskoti“<sup>2</sup>; so kommt die Künstlerin dem Unsagbaren näher. Der Kopf ist dem Menschen ein Gefängnis ... und da also, auf einem, wie eine Brache wirkenden Grund, liegt nun dieser Zettel mit den soeben zitierten fünf Worten: „Was geschah nach dem Ende“.



---

<sup>2</sup> Catuskoti. Indisches Logiksystem

Und so muss es wohl sein, nach dem Ende, dass sich keines der dort um den Zettel herum modellierten Teile auch nur im Geringsten schert, um jenen Fetzen Papier. Was solls, scheint sich – falls es denn dächte – ein kleines, von irgendjemandem mal blankgeputztes, auf der Brache dann irgendwann zurückgelassenes Flächenstückchen zu denken. Auch der schrumpelige, im Hintergrund sich erhebende, allen Sinn vergessene Obelisk dürfte nichts im Sinn haben mit besagtem Gekritzel. Und ebenfalls das frauchen-herrenlos gewordene Schoßhündchen nicht, das sich, wenn überhaupt, dann lediglich an der nun schlaff an ihm hängenden Leine einen Reim über alles dieses zu machen versucht.

Wer angesichts von solcherart Artefakten die Gabe besitzt, sich einem von einem vielstimmigen Chor intonierten Potpourri aus Figuren mit ihren Erzählungen, Dramen, Zerrüttungen oder Märchen berühren zu lassen, der konnte in Steinhöfel schwelgen. Entführt, geführt, verwirrt von insgesamt zehn von der Künstlerin dort platzierten Inszenierungen aus Einzelstücken oder Konstellationen.

Antoanetta Marinovs Kunst zaubert die Stimmen und mit ihnen die Rezeptoren herbei. Nur wo nichts ist, gedeihen auch keine Wünsche. Wünsche brauchen ein wünschbares Gegenüber, und mehr noch ist permanent viel Übung vonnöten, um das Ausgetriebene, das Vergessene – das von klein auf aberzogene Wünschen – weiter, und wieder und neu zu praktizieren. Und was außerdem unbedingt hilft gegen ungewünschte Wunschlosigkeit, ist Einbildungskraft, ist Imagination.

Mit ihren Figürchen hat Antoanetta Marinov einige ganz wundersame Vehikel der Intuition zum Einsatz gebracht; ähnlich, aber bedeutend weniger elaboriert, kommt noch etwas Anderes, kommen die Zauberstäbe der Künstlerin daher. Sie verbergen schlicht nicht, was sie sind, nämlich Stücke vom Wind und der Zeit herabgebrochenem, dann einfach aufgelesenem Geäst, hier transitorisch in eine gattungsfremde Umgebung gebracht: an eine, das Areal begrenzende Ziegelwand ... hinweg du Grenze mag sich da manche und mancher beim Vorbeikommen wünschen. Beflügelt – vielleicht – von dem Zauberstab.



Antoanetta Marinovs Zauberstäbe sind von Hause aus stumm. Sie verraten gemeinhin gerade mal optisch ihre bäumlich-rindige, ihre vielgeschwistrige Herkunft. Stimmt. Da gibt es nichts zu deuteln. Das Geheimnis der Stäbe ist so lange keins, bis die Künstlerin sie als Zauberstäbe erkennt und benennt. Damit startet das Rätsel, ein Stafettenlauf der Imagination, von der jede, jeder und jedes Massen besitzt. Man muss sie nur nutzen, die Imagination, diese unendliche Quelle des Zaubers ... und schon geschehen die Wunder. Der Liebe vergleichbar wachsende, durch Wünsche entzündete Wunder.

Rainer Willert